Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 30 — Bremen-Berlin, den 23. Juli — 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Glaube und Leben. Von D. Braasch. — Kasualreden. III. Von D. Dreydorff. — Christentum und Kultur. I. Von Gerhard Fuchs. — Die Behauptungen eines Jesuiten. Von Dr. O. Hegemann. — Die Lebensphilosophie einer Königin. III. Von Ernst Böhme. — Vom Büchertisch. — Briefkasten.

Glaube und Leben.

Manche meinen, die beiden haben nichts mit einander zu tun. Glaube doch jeder, was er will! Denke doch jeder über Christus, wie es ihm beliebt! Entscheidend ist für den Wert des Menschen ganz allein das Leben, die sittliche Gesinnung.

Haben die Leute, die so urteilen, nicht recht? Die gütigen, reinen, sittlich gefestigten Persönlichkeiten fordern unsere Achtung und unsere Zuneigung, welche religiösen Anschauungen sie auch vertreten mögen.

Wenn das aber so ist, so mag die Fahne der Kirche und des Glaubens sinken, so mag die Religion dahingestellt bleiben! Gekommen ist die Zeit der reinen, ethischen Kultur! Denn wollen wir nicht alle gute Menschen sein? und ist das Sittliche, mit Vischer zu reden, nicht das Selbstverständliche?

Gemach! lieber Freund, übereile dich nicht in deinen logischen Schlüssen! Ich dächte, man hörte gerade in unseren Tagen schon einmal von einem Manne, der wollte die ganzen bisherigen Anschauungen über Gut und Böse auf den Kopf stellen, alle sittlichen „Werte umwerten" und statt der bisherigen Sklavenmoral eine total entgegengesetzte Herrenmoral bringen. Und irre ich mich nicht, so haben viele seine Stimme gehört, als wäre sie eines Propheten Stimme. So ganz ohne weiteres scheint es also doch in unseren Tagen nicht zu gelten: „Das Sittliche versteht sich von selbst!"

Und ob nun die sittliche Gesinnung und die sittliche Tat so ganz unabhängig ist von unseren religiösen Anschauungen und Überzeugungen?

Hier bitte ich, meine Freunde, doch einmal Lukas 9, 18—25 aufmerksam lesen zu wollen.

Was ergibt sich aus dieser Stelle für unsere Frage?

1. Allerlei Leute, so berichten die Jünger, glaubten von Jesus, er sei Johannes der Täufer, oder Elias, oder einer von den alten Propheten. Das muß für Jesus wohl nicht viel bedeutet haben. Ohne irgend eine weitere Bemerkung geht er darüber hinweg.

2. Die Jünger selbst aber glaubten, Jesus sei der Christus Gottes, d. h. der von den Propheten verheißene Messias. In diesem Bekenntnis lag die Überzeugung ausgesprochen, daß die Jünger von ihrem Meister und Herrn das schönste, beste Glück, das vollkommene Heil erwarteten, einerlei, welche Gestalt dieses Glück einmal in der Wirklichkeit haben werde.

Und sofort wagt es Jesus, an dieses Bekenntnis der Jünger die höchste sittliche Forderung anzuknüpfen: Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich alle Tage und folge mir nach. Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen.

Hiernach scheint doch Jesus die Meinung zu bestätigen, daß es eine Überzeugung, einen Glauben an seine Person gebe, welcher unmittelbar sittlichend wirke, ja, welcher die Kraft verleihe zur höchsten sittlichen Leistung, zur Selbstaufopferung im Geiste reiner Liebe.

Ob Jesus damit recht gehabt hat?

So manche reden auch heute von Jesus allerlei Lobendes, Rühmendes. Er sei unter die ersten Größen der Geschichte zu stellen. Er gehöre in die Reihe der erhabensten, genialsten Menschen. Moses, Plato, Buddha, Jesus, Luther, das seien Namen ersten Ranges, zu denen die einzelnen dann je nach ihrem Bildungsstand und ihrer Lebensrichtung noch etliche andere Namen hinzufügen mögen.

Mir scheint, solcher Glaube, wenn man das so nennen darf, hat keine Kraft für's sittliche Leben. Denn indem er Jesus in die gleiche Linie mit so manchem anderen stellt, enthront er ihn und entbindet jeden von der inneren zwingenden Verpflichtung, im sittlichen Leben sich ihm anzuschließen. Es hindert da gar nichts, irgend einen der anderen Großen zum Lebensführer zu wählen oder überhaupt jeden Lebensführer abzulehnen und selbständig seinen Weg zu wählen, „selbst über sich die Tafeln des Gesetzes aufzuhängen".

Ganz anders der Glaube, der noch heute des gewiß ist: „Du bist der Christus Gottes!", die Überzeugung, daß in Jesus alles für die Menschen Heilvolle, Segnende, Beglückende wesentlich beschlossen liegt. Da kann man nicht mehr von ihm. War das seine historische Mission, war das die schöpferische Tat Gottes in ihm: der Menschheit Heiligstes und Seligstes aus ihm emporblühen zu lassen; so zwingt uns das, zu ihm zu halten und mit ihm zu leben. Hier wird der Glaube unmittelbar sittlich fruchtbar, hier zieht der Glaube den schwankenden, suchenden, heilverlangenden Menschen auf den einen, großen, klaren Weg, auf den Weg des Kreuzes, der sich selbst verleugnenden großen Liebe.

D. Braasch.

Kasualreden.

Von D. Dreydorff.

III.

4. Begräbnis.

Kaum eine andere Kasualrede erfordert eine so genaue und ernste Vorbereitung, wie die am Grabe. So groß ist

die Versuchung zur Phrase und Unwahrheit; zumal in großen Gemeinden, wo der Prediger manchmal erst durch die Todesanzeige erfährt, daß der Verstorbene — gelebt hat. Doch soll er diesem eine Gedächtnisrede halten. Wie kommt sie zustande? Man sammelt eiligst bei Angehörigen, Freunden, Nachbarn, oder auch beim Küster ein paar Notizen über den Verstorbenen und phantasiert, sie wohlwollend ergänzend, einiges hinzu. „War der Mann verheiratet?“ „Ja.“ Also „treuer Gatte“. „Hatte er Kinder, Brüder, Schwestern?“ „Ja.“ Also „liebevoller Vater, anhänglicher Bruder“ usw. Ist es nun auch würdiger, den Toten zu loben, als ihn, der sich nicht mehr verteidigen kann, zu tadeln oder gar wegen seiner Fehler zu richten, so sind doch die so zusammengestoppelten Grabreden im besten Falle nichts wert und bisweilen geradezu unwürdig und verwerflich. An solche mag auch der kirchlich-gläubige Harms gedacht haben, wenn er in seiner Pastoraltheologie II, 346, sich so darüber ausläßt: „O, welche Dinge habe ich zuweilen angehört! bei welchen, wenn ich sie hätte sagen wollen, die Zunge im Munde mir wäre weiß geworden vor der Furcht, es möchte der Wahrhaftige mich dafür strafen auf der Stelle.“ Zum Beweis, daß ich nicht übertreibe, sei an einen Fall erinnert, in dem der Prediger den Verstorbenen darum glücklich pries, „daß er in allen Sorgen und Kümmernissen seinen besten Trost am Herzen der geliebten Gattin gesucht und gefunden habe“, während es notorisch war, daß er seit vierzehn Jahren von ihr getrennt lebte. Ein anderer, der sich viel darauf wußte, daß er auch am Grabe nicht schmeichle, wies auf die Unkirchlichkeit der Verstorbenen hin, „deren Leben — wohl zur Strafe dafür — ein ödes geblieben sei, der kein eigenes Kind nachweine, denn das Mutterglück blieb ihr versagt“ 2c. Der geistliche Schwätzer wußte nicht einmal, daß die von ihm Verklagte nie verheiratet gewesen war.

In solchen Fällen sollte man doch über das persönliche Leben der Verstorbenen ganz schweigen und sich auf's Aussprechen der allgemeinen, teils ernsten, teils tröstlichen Wahrheiten beschränken, dazu jeder Todesfall Veranlassung bietet, und wünschenswert scheint dafür eine feste, liturgische Form. Zu einer Gedächtnisrede sollte man sich aber nur dann verstehen, wenn der Verstorbene durch sein Leben selbst dafür gesorgt hat, daß seiner in Ehren gedacht werde und dies der um ihn trauernden Gemeinde bekannt ist. Steht es um einen so, dann wird es dem Prediger nicht schwer fallen, den Angehörigen und Freunden des Abgeschiedenen zu genügen; am besten durch Zeichnung seines Bildes, wie sie es, frei von seinen Fehlern und Schwächen — man hat dafür den schönen Ausdruck „verklärt“ — festzuhalten wünschen und, wenn ihre Trauer um ihn wahr und berechtigt ist, tatsächlich festhalten.

Im übrigen lassen sich auch die an die Grabrede zu stellenden Forderungen (wir fanden es ähnlich bei der Traurede) besser negativ als positiv aufstellen. Daher nur in solcher Gestalt noch einige genannt werden mögen, gegen die oft gefehlt wird. Wie natürlich es ist, daß die Angehörigen ihren Verlust als einen außergewöhnlich harten zu empfinden pflegen, so darf doch der Prediger nicht in diesen Ton einstimmen; denn er weiß, was jene im ersten Schmerz leicht vergessen, „daß Tag für Tag dieselben Trübsale über viele ergehen“ (1. Petr. 4, 12) und daß es töricht ist, zu fragen, weshalb Gott einen Menschen im Alter von etwa fünfzig Jahren habe sterben lassen, angesichts der Tatsache, daß die meisten viel früher abscheiden, und das im Übermaß zitierte Schriftwort: „Unser Leben währet siebzig bis achtzig Jahre“ nicht die Regel, sondern die Ausnahme von der Regel bezeichnet. Geradezu verwerflich aber ist es, Vermutungen bezüglich des göttlichen Ratschlusses auszusprechen, wie man sie bisweilen sogar am Grabe eines Hochbetagten zu hören bekommt: „ja gewiß: darum und dazu“; und ebenso, sich durch den schmerzlichen Einzelfall zu geringschätzigen Urteilen über das irdische Leben im allgemeinen, das „ein elend jämmerlich Ding sei“, verleiten zu lassen. Denn diese pessimistische Weltanschauung ist nicht christlich und es läßt sich nicht absehen, was die Gebeugten darin für sich Tröstliches und Erhebendes finden sollen.

Andererseits ist freilich auch alles zu vermeiden, was den Eindruck macht, als ob man dem natürlichen Schmerz am Grabe seine Berechtigung absprechen wolle. Wer fest überzeugt ist, daß der Verstorbene in eine „bessere Welt“ voll ungetrübter Freude eingegangen sei, sollte ja vernünftigerweise gar keines Trostes bedürfen; aber auch die Frommen, die jeden Zweifel daran für gottlos erklären, bezeugen meist durch ihr Verhalten, daß ihnen die Hinweisung auf die Seligkeit des Himmels und die Verheißung eines baldigen Wiedersehens in ihm den Schmerz der Trennung von den Ihrigen nicht sogleich abnimmt. Weil aber der Prediger, so gut wie jeder andere Christ, bekennen muß: „es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“ (1. Johannes 3, 2), so soll er auch nicht so tun, als ob er mehr davon wüßte. Viel eher ist auf eine tröstliche und erhebende Wirkung der Gedächtnisrede zu rechnen, wenn der Prediger dem Schmerz am Grabe — und auch an dem eines hochbetagten Angehörigen — seine volle Berechtigung zugesteht, und dann erst, nachdem dies geschehen ist, auf den Trost hinweist, dessen Kraft ja mit der Größe des erlittenen Verlustes in geradem Verhältnis zu stehen pflegt. Nur wer viel besessen hat, kann viel verlieren, und das Wertvollste, das wir der Gemeinschaft mit einem geliebten Menschen verdanken, geht überhaupt nicht verloren, so lange wir es fromm und dankbar genug würdigen. Die Gedächtnisreden, die diesem Zusammenhang Rechnung tragen, werden in formeller Hinsicht mehr oder weniger miteinander ähnlich ausklingen. Aber das ist nicht nur erträglich, sondern auch insofern ganz in der Ordnung, als jede christliche Rede mit einem Wort des Dankes gegen Gott abschließen sollte.

Bei der Frage, ob es zulässig sei, mit den Hinterbliebenen für ihre Verstorbenen zu bitten, „daß Gott ihnen vergebe, sie weiterführe in der Erkenntnis seiner Gnade, das angefangene Wort der Erlösung und Heiligung an ihnen vollende“, und dergleichen mehr gehen die Meinungen auch sonst Gleichgesinnter auseinander. Sie wird von denen verneint, die mit dem Tode des Menschen Los endgültig entschieden sehen. Doch ist dieser Grund gegen die christliche Fürbitte am Grabe nur dann überzeugend, wenn man mit anderen Bitten den Willen Gottes meint beeinflussen zu können; eine Annahme, die der wahrhaft Fromme nicht teilt. Glaube und Liebe werden es sich nicht nehmen lassen, auch der Abgeschiedenen vor Gott zu gedenken und ihre Hoffnung für sie in Gebetsworte zu kleiden. Nur die an manchen Orten noch übliche Einsegnung der Leiche wird besser unterbleiben, da sich nicht einsehen läßt, was sie dem Verstorbenen bedeuten soll. Ja, sie wirkt geradezu störend, wann und wo der eigentliche Begräbnisakt eingeleitet wird mit dem liturgischen: „was von der Erde genommen ist, soll wieder zu Erde werden“, oder „Staub zu Staub“, denn für den Staub gibt es keine Verheißung. Ein Leipziger Theologe behauptete freilich, daß er den „Auferstehungskeim“ enthalte, und machte dies gegen das „Krematorium“ geltend, „es ist doch zu befürchten, daß er in ihm zerstört wird!“ Darüber ist nun wohl vor den Lesern des „Protestantenblattes“ kein Wort zu verlieren. Ich könnte nur sagen: „Sancta simplicitas“ und das komme.

Christentum und Kultur.*)

Von Gerhard Fuchs.

I.

Im gegenwärtigen Reichstage sind zwei Parteien in großer Mehrheit vertreten, die Anspruch darauf erheben, unfehlbar Kultur einerseits, andererseits das Christentum zu vertreten: es ist das der programmäßige Atheismus und Materialismus der roten Internationale und der verhüllte

*) Vortrag, gehalten vor dem Literarischen Verein in Dresden, am 26. Januar 1904.

politische Ultramontanismus der Zentrumsmänner. Wiederum werden Gesetzesvorlagen eingebracht werden auf Aufhebung des öffentlichen Religionsunterrichts und von jener Seite Vorschläge, die an die „lex Heintze" erinnern. Verkennt der überzeugte Sozialdemokrat bei solchen Forderungen gerade den Sozialismus des Christentums, so möchten die Soldaten des Papstes dasselbe am liebsten vor aller Kultur bewahrt sehen, da sie sich fürchten vor den Fortschritten der Erkenntnis.

Aber dieser Kampf wird nicht nur in Parlamenten gefochten; er wird vornehmlich und zwar ungleich heftiger in der Literatur geführt. Ich will nicht von solchen Produkten sprechen, die um ihres tiefen sittlichen Niveaus willen gar nicht beanspruchen können, zur Literatur gerechnet zu werden. Auch nicht von solchen literarischen Erzeugnissen, die mit einer gewandten Form und schillernden Grazie den Mangel an Sinn und Inhalt zu verdecken suchen. Die ernsteren Schöpfungen unserer Literatur jedoch geben allen Anlaß, sich mit dieser Frage näher zu beschäftigen. Die Belletristik unserer Tage führt zuweilen einen recht erbitterten Kampf gegen das Christentum, doch zumeist so, daß sie den Gegner vor sich stellt mit verschlossenem Visier! Wie einmal ein Tagesschriftsteller schrieb, er befände sich sehr wohl auch ohne Religion, so wollen uns auch verschiedene andere Beherrscher des Weltmarktes glauben machen, es sei darum, weil sie scheinbar darauf keine Rücksicht mehr nehmen, das Christentum ausgestrichen im Leben der Modernen. Aber nur scheinbar! Für die, welche sehen können, wird heutzutage mehr als je der Jakobskampf geführt unserer Kultur mit den gewaltigen Gedanken des Christentums, von denen unsere Literatur, mag sie sich nennen nach Nietzsche oder nach Häckel, nicht loskommen kann! Und wer die Zeichen unserer Zeit versteht, der muß es bekennen, daß der christliche Gedanke gerade jetzt seine letzten Eroberungszüge hält, seine Triumphe feiert in der Weltanschauung der gebildeten Völker. Ja, ich gehe noch weiter und behaupte ein dreifaches: die Entwicklung unserer modernen Kultur, in deren Strom wir ja noch mitten drin stehen, kann gar nicht anders verstanden werden als ein Ausbau evangelischer Gedanken, speziell als eine Weiterführung und Nutzbarmachung der Reformation. Sodann: daß das Ringen unserer Zeit gar nichts anderes ist als eine Arbeit des Christentums. Und schließlich: daß der Ertrag dieser Kämpfe, deren Ende vielleicht noch in weiter Zukunft liegt, das moderne Christentum ist, d. h. ein vertiestes Verständnis für christliche Kultur! Die Sehnsucht nach Religion, die jetzt allenthalben in unserer eisernen Epoche erwacht, und die sich nicht befriedigen läßt durch Mystik oder Übermenschenzüchtung, auch sich nicht verscheuchen läßt durch Sensationen irgend welcher Art in unserem nervösen Zeitalter: sie ist der beste Beweis dafür! Wie es darum von nöten ist, auch über den literarischen Kampf der Kulturanschauungen Klarheit zu bekommen, vor allem aber das Verhältnis von Christentum und Kultur in seinen tiefsten Beziehungen zu begreifen, so mag es mir gestattet sein, ein kurzes Wort darüber zu reden im literarischen Verein, der es sich ja zur Aufgabe gemacht, den Gang des ganzen geistigen Lebens der Nation zu verfolgen, und die Literatur doch vornehmlich da, wo sie Trägerin der Kultur ist.

Denn es ist eine Lebensfrage unserer Zeit: Christentum oder (vermeintliche) Kultur? Christentum und Kultur?

Als der erste Ackerbauer sein Feld bestellte, pflanzte er die Fahne der Kultur auf seine Erdenscholle auf. So kann die Kultur auf ein höheres Alter zurückschauen als das geschichtliche Christentum. Die technische Intelligenz der Ägypter, deren monumentale Arbeitskraft in unserem Maschinenzeitalter eine ganz merkwürdige Wiedergeburt feiert; die Schönheitpflege der Hellenen und die Staatskunst der Römer haben das Recht historischer Erstgeburt. Auch zu solchen Zeiten, da man am liebsten die Gedanken des Christentums eliminiert hätte aus der Kultur, da eine verfeinerte Renaissance sich anheischig machte, alle Bedürfnisse des Leibes und der Seele zu stillen, hat sich sogar der Philister mit einem gewissen Stolz darauf berufen: Bildung macht frei! Denn das ist ja gerade die Aufgabe der Kultur gewesen von Anfang an, daß sie den Wilden, den sie eingeladen zu den Stätten menschlicher Ordnung, erziehe zu einer edlen Freiheit, die Kräfte des Individuums entfalte zur Herrschaft über die Welt! Was wollte aber dann das Christentum, das man so oft als kulturfeindlich verleumdet? Nichts anderes als Kultur! Das Christentum will die Kultur vollenden; es ist selber Kultur, höchste Kultur! Und es gibt keine Kultur und hat nie Kultur gegeben, die nicht verwandt wäre mit Gedanken des Christentums! Die haben allein wirkliche Kultur erzeugt, bereits in der vorchristlichen Zeit. Das ist das ewige Vorrecht des Christentums. Seine Kräfte haben gewirkt auch da, wo man sie nicht als solche erkannte oder verleugnete. In solchen Epochen aber, in denen es überwuchert wurde von anderen, ihm feindseligen Interessen, ist in irgend einer geistigen Beziehung immer ein Rückgang der Menschheit zu kontastieren, der auf das Gesamtleben nicht ohne Einfluß bleibt. Es bedarf nur des Hinweises auf die Glanzzeit des Humanismus. Wo man in ihm eine Errungenschaft des Atheismus begrüßte, da hat man ihn als Menschenverachtung, Charakterlosigkeit, sittliche Schwäche, Lüge und Heuchelei praktisch betrieben. Macchiavellis Buch vom Fürsten sollte den Sozialisten, die in unserer Zeit für solche Renaissance schwärmen, zur Lektüre empfohlen werden!

Woher dann die künstliche Mauer zwischen Christentum und Kultur? Aus dem Gegensatz zwischen Geist und Materie, zwischen Geist und Form, der nicht zwischen jenen Zwillingsgeschwistern besteht, aber in dem Wesen des Menschen begründet ist und in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit schon in der alten Zeit zur Erscheinung kommen mußte; einem Gegensatz, der nur durch Selbstüberwindung bei dem Individuum, durch jahrtausendlange Entwicklungskämpfe in der Menschheit versöhnt werden kann. Das Naturgesetz von dem Zwiespalt zwischen Energie und Trägheit der Masse kommt auch hier zur Geltung. Sagt man nun aber, daß sogar Geistesheroen sich dem Christentum ablehnend gegenüber verhalten haben, so protestiere ich gegen ein solches so allgemein gehaltenes Urteil ganz entschieden. Es ist für den Gebildeten mehr als überflüssig, ihn an den christlichen Charakter etwa eines Liedes von der Glocke oder an Aussprüche Goethes selber zu erinnern über die unvergängliche Kultur des Christentums. Ist nun aber doch bei anderen hervorragenden Männern der Wissenschaft und Kunst ein solcher Gegensatz zu konstatieren, so scheue ich mich garnicht, denselben auf ein mangelndes Verständnis zurückzuführen, auf ein Befangensein in beschränkten Grenzen, auf törichte Vorurteile, die durch eine „sinnlich" materielle Richtung ihrer Gesinnung erstarkt sind. Das ist allerdings richtig: wer sich von der Selbstsucht die Augen verschließen läßt vor dem Wesen und Wirken der großen Welt, der wird weder über sich, noch über sie, in deren Zusammenhang er doch hineingehört, ein gerechtes Urteil fällen können. Denn das Christentum ist vornehmlich und zunächst Geisteskultur. Und — das sei offen bekannt — es gibt auch Philister und Pedanten genug unter den Vertretern des sogenannten „freien Menschentums".

Wenn ich nun näher darlegen möchte, wie alle Kulturkräfte im Christentum ihre Vollendung finden, so ist zunächst vor einem Irrtum zu warnen, in den auch die „aufgeklärtesten" unserer Modernen immer wieder verfallen, Christentum einfach mit Kirche und Kirchenlehre zu identifizieren. Es ist ein Segen, daß heute nicht mehr die Vertreter der Kirche die alleinigen Kulturträger sind, wie im dunklen Mittelalter, aber ebenso freudig muß es der Einsichtige begrüßen, daß auch mehr und mehr in evangelischen Theologen Repräsentanten der Kultur erstehen (man denke an Frenssen und Naumann!). Das katholische Christentum freilich verketzert die Errungenschaften moderner Kultur und setzt alle die Geister auf ihren Index, die sich dem beschränkten Gehorsam gegen eine „unfehlbare" Kirche nicht fügen wollen. Was aber bei ehrlichen, nach Wahrheit ringenden Katholiken Christliches, das heißt Evangelisches, zu finden

ist, das ist auch der Kultur verschwistert und befreundet. Ebenso wenig aber kann man bei protestantischen Päpsten Kulturideale finden. Nicht so, als ob man unter den Männern der streng „orthodoxen" Partei in kultureller Beziehung Idioten und Ignoranten zu suchen hätte, wie man sie oft ganz ohne Grund verleumdet hat. Aber indem sie subtile Dogmen zur Bedingung der ewigen Seligkeit machen, rauben sie sich und anderen die Freiheit geistiger Bewegung, tieferen Durchdringens, des Fortschrittes auch im religiösen Erkennen. Zwar verdammt man heutzutage nicht mehr von dieser Seite aus einen Galilei und einen Kopernikus; aber man ist inkonsequent, sucht das alte Kleid mit neuen Flicken zu versehen und macht nicht Ernst mit der Aufnahme und Annahme neuer Erkentnisse und Wahrheiten. Durch Entstellung und Hinweg- oder Hineindeutung sucht man noch immer die Schale des Glaubens krampfhaft festzuhalten und beachtet nicht, daß doch der Kern tiefer liegen muß. Denn auf das übernatürliche Moment der Religion legen sie das Hauptgewicht; aber anstatt es in der Tiefe des Gemüts psychologisch zu begründen, verneinen sie die Freiheit und das Vermögen des menschlichen Gedankens und Willens in religiösen Dingen. Anstatt den Glauben allein in der Hingabe an Gott und Christus zu sehen, oktroyieren sie ihm Denkforderungen und geistige Zwangsmaßregeln, um die Offenbarung Gottes als völlig übernatürlich zu erklären. Bei ihnen ist der Glaube kein stolzes, frohgemutes, selbständiges Handeln in der Gottes- und Menschenliebe — wiewohl ihnen diese nicht unbekannt ist —, sondern ein Selbstzwang zur Annahme gewisser Glaubenssätze; auch wenn dieselben wider die Vernunft stritten. Wohl ist in ihnen auch eine Freude an der Rechtgläubigkeit lebendig. Was aber bei ihnen von evangelischer Freiheit und darum von Kulturgedanken sich findet, steht außerhalb des eigentlichen „strenggläubigen" Programms und gehört dem reinen Christentum an. Also auf das Christentum Jesu müssen wir zurückgehen oder vielmehr vorwärtsblicken, für den die ganze, große Welt ein Gotteswort war. Und als Bahnbrecher dieses lange verschütteten Kulturideals müssen wir in hervorragender Weise die Kämpfer der liberalen Theologie, unter ihnen einen Karl von Hase, gelten lassen!

In drei großen Gedanken des Evangeliums offenbart sich seine unversiegbare und unübertreffliche Kulturkraft: im Individualitätsprinzip, im Gemeinschaftsprinzip und im Gottesgedanken, die im engsten Zusammenhang mit einander stehen.

Die heute mit so großem Nachdruck proklamierte Forderung moderner Kultur, daß der Einzelne Anspruch habe auf persönliches Glück, stammt nicht erst von Nietzsche, Jesus Christus war der erste Anwalt dieser schon von Anfang an in der menschlichen Brust schlummernden Sehnsucht und hat ihr gutes Recht verteidigt! Hat er nicht geradezu dazu aufgefordert, individuell zu sein, wenn er in der Bergpredigt, diesem „Katechismus der Individualethik", die persönliche Gesinnung als höchste Pflicht des Menschen gegen sich selber, lehrt und im Kampfe mit den jüdischen Gesetzesgelehrten in Wort und eigener Tat zu wiederholten Malen die Superiorität des Menschen über dem Gesetze hervorhebt, als vornehmstes Gesetz das Wohl des Menschen und der Menschheit; alle Gesetze dem Menschen zu willen gegeben; daß in des Menschen Glückseligkeit sogar der gesetzliche Gotteswille Anfang und Ende habe! Ich brauche nur an den Sabbatskonflikt zu erinnern, und der Bibelkundige weiß es, daß dieser Streitpunkt einer der wichtigsten Anlässe zu Jesu Kreuzestod gewesen. Es ist ein Sieg des Christentums, daß in der modernen Strafrechtsreform diese individuelle Sittlichkeitsidee einigermaßen zur Herrschaft kommt. Schlagwörter wie das bei Sudermann beliebte, von der Unmündigkeit der Herdenmoral im Christentum, gehören ins Reich des — Unzulänglichen. Es ist unbegreiflich, wenn man von jener Seite immer noch Lügen derart zu hören bekommt, daß das Christentum den Charakter verderbe: immer hat Jesus die Selbstliebe als natürlich, berechtigt vorausgesetzt und darauf dann weiter gebaut. Reifen und sich vollenden aber kann die eigene Individualität nur im Leben der Gemeinschaft! Und zwar nur in der Liebe zum Nächsten!

Wenn in den vielgelesenen Schriften des Russen Maxim Gorki, der doch als Fürsprecher seines armen Volkes in so ergreifender Weise redet, stolze Töne der Herrenmoral und der Übermenschen-Kultur vernehmbar sind, so dünkt mich das eine contradictio in adiecto. Aber wenn man dieses Raubtiersystem selbst als das vorzüglichste Heilmittel für die kranke Welt anpreist, so kann man über solche Gedankenlosigkeit nur lächeln! Beweisen diese Ideologen nicht gerade dadurch, daß sie ihre Ich„sucht" Ideale den anderen predigen, unbewußt: zum Individuum gehört die Gemeinschaft?! Praktisch wird ja das Prinzip der Selbstsucht längst verwertet, daß man wohl mit dem Nächsten verkehrt und ihn braucht — um ihn zu beherrschen: eine Politik der Ausbeutung mit ihm zu betreiben. Aber das ist auch gewiß, daß die Persönlichkeit, dieses „höchste Glück der Erdenkinder", beim Übermenschen nicht auf ihre Rechnung kommt. Anstatt zu gewinnen, verliert sie. Sie wird leer, arm und kalt. Wie ich noch weiter unten des näheren ausführe, verliert sie an geistigen Impulsen und erstickt an der Sinnlichkeit; sie degradiert sich nach unten; wird zum Tier mit menschlichen Gebärden, für das die geistigen Funktionen nunmehr sich gestaltet haben zu einer raffinierten Technik sinnlicher Triebe. Weiter nichts. Denn eine Bereicherung an wahrer Welt- und Menschenerkenntnis wird nicht erzielt durch die kaufmännische Rechnungsart des Mißtrauens, sondern durch die Liebe, die große, edle, christliche Liebe! Man hat das Christentum als eine schwächliche Mitleidsreligion bezeichnet, und doch sind es Ströme des lebendigen Wassers, die aus seiner Gemeinschaftspflege dem Individuum zufließen. Christliches Mitleiden ist nicht ein sich selber erbärmlich abgerungenes Opfer, sondern besteht allerdings in jener „schenkenden Güte", von der auch Nietzsche Respekt hatte; da man vor lauter Reichtum an seelischen Kräften geben muß — um selber noch reicher zu werden. Mit dem Programm der Nächstenliebe ist das Christentum zur Weltkultur geworden, ohne Ansehen des Standes, der Religion, der Nation. Die aus einer beschränkten, hochmütigen Einsamkeit heraus ein Übermenschentum kultivieren möchten, gehören nach Schilda. Der barmherzige Samariter hilft dem, den er hülflos liegen sieht, auf; nicht auf Grund irgend welcher Reflexion, sondern weil er in ihm einen Menschen sieht. Nach dem Gleichnis vom jüngsten Gericht besteht vor der ewigen Wahrheit nicht die Rechtgläubigkeit, aber die Menschenliebe! Wo kann man eine einfachere Zusammenfassung aller sittlichen Forderungen, wo eine wahrhaftigere, kräftigere Lebensauffassung finden als in Jesu Wort: „Alles was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen!"? Weder Zola noch Maeterlinck, weder die pessimistische und buddhistische Weltbetrachtung, noch das aus ihr leicht hervorgehende Gegenbild einer frivolen, (sehr mit Unrecht bezeichneten) „jugendlichen" Gleichgültigkeit vermag diesem schlichten Gedanken etwas an Gehalt ebenbürtiges entgegenzusetzen. Das hat die katholische Kirche ihren Gliedern bisher vorenthalten, daß auch in dem unansehnlichen Tagewerk der Liebe des Gesetzes Erfüllung besteht. Etwas Großartiges und Erhebendes ist es um ein Kulturideal, das man nicht erst bei allen Raisonnements doch in weiter Ferne suchen muß, sondern an dem — weil so leicht verständlich — sofort jeder, aber auch der Geringste mitarbeiten kann: Ideal und Wirklichkeit sind eins in der Liebe! So nur kann sich die Individualität entwickeln, so aber findet die Persönlichkeit allein ihr Fundament, im Gottesgedanken! Im Evangelium ist's anders als in indischer Religion: wahre Gotteserkenntnis kann nicht philosophisch angelernt werden, sie läßt sich nicht trennen von praktischer Humanität. Und darin besteht die Probe: der egoistische „Herrenmensch" mag sie nicht, und dem opfernden Priester bleibt sie zum besten

Teil verborgen. Die dienende Liebe wird durch sie zur Königin erhoben. Das muß die vollkommenste Religion sein, die in sich harmonisch Gotteserkenntnis und Sittlichkeit vereinigt. Im Gottesgedanken findet das Individuum sein höchstes Ziel.

Die Behauptungen eines Jesuiten.

Die Ausführungen eines Jesuiten über seinen Orden in Nr. 26 u. 27 dieses Blattes fordern mich zu folgenden Bemerkungen heraus:

Welche Früchte der Jesuitenorden trägt, das hat niemand anders als ein so überaus gemäßigter und dem Katholizismus gegenüber gerechter Forscher wie Adolf Harnack in seiner „Dogmengeschichte" mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Der Jesuitenorden hat fast alle Todsünden im Einzelfall in läßliche Sünden umgewandelt, er hat fort und fort Anweisungen gegeben, im Schmutze zu wühlen, die Gewissen zu verwirren und im Beichtstuhl Sünde durch Sünde zu tilgen. Die umfangreichen ethischen Handbücher der Jesuiten sind zum Teil Monstra von Scheußlichkeiten und Fundgruben zur Entdeckung entsetzlicher Sünden und schmutziger Gewohnheiten, deren Beschreibung und Behandlung einen Schrei des Entsetzens hervorruft." Das sind auch Fakta, Fakta, die wir unserem jesuitischen Historiker zur Beachtung empfehlen, Tatsachen, die in den jesuitischen Moraltheologien jedermann zur Einsicht aufliegen.

Geradezu exorbitant ist folgende Behauptung: „Wenn in Deutschland Protestanten Scheiterhaufen für Ketzer angezündet haben, so haben das die Jesuiten niemals getan — in keinem Fall." Hierzu möge zunächst bemerkt werden: In keinem Fall haben in Deutschland Protestanten Scheiterhaufen für Ketzer errichtet, denn Genf gehört nicht zu Deutschland. Wir halten das übrigens selbst für unwesentlich, da ja leider auch in Deutschland eine Anzahl Ketzerhinrichtungen durch Protestanten vorkamen. Aber die Jesuiten von jeder Schuld an Ketzerhinrichtungen freisprechen — in der Tat, das ist stark. Stark, angesichts der Orgien des Entsetzens, wie sie auf Anstiften der Jesuiten ganze Länder durchtobt haben. Man lese die inmitten der Greuel der Gegenreformation von Augenzeugen verfaßte „Historia Persecutorum ecclesiae Bohemicae", „Verfolgungsgeschichte der böhmischen Kirche", erschienen 1628, man lese, welchen Anteil an der Ausrottung des Protestantismus der kaiserliche Beichtvater, der Jesuit Lonnormain, ein Martin de Huerta S. J. und andere Jesuiten hatten.

Unser Jesuit verlangt unumstößliche Tatsachen. Nun, wir wollen ihm eine bieten, die auch er wahrlich nicht anfechten kann. Wir meinen das Schreiben, welches Ignatius von Loyola im Jahre 1555 an den „Apostel Deutschlands", Peter Canisius, gerichtet hat. (Abgedruckt u. a. in der gegenwärtig erscheinenden, vom Orden approbierten Ausgabe der „Epistulae et acta Canisii ed", Braunsberger, Freiburg i. B. 1895 ff.) Von diesem Aktenstück urteilt Eberhard Gothein, der bedeutendste Biograph des Ignatius: „Diese Denkschrift zeichnete den Weg vor für die österreichische, ja für die deutsche Gegenreformation überhaupt, den die Gesellschaft Jesu gehen sollte. Sie ist ihn in der Tat Schritt für Schritt gegangen, sie hat die Fürsten auf ihn mitgezogen ꝛc." (Ignatius v. L. Halle 1895. S. 731.)

In diesem genialen „Programm der Gegenreformation" ist nichts anderes mit nackten Worten gefordert als brutale Niedertretung der Ketzer, welche durch Verbannung, Amtsentsetzung, Todesstrafe ausgerottet werden müssen. „Ignatius verlangt, daß Kaiser Ferdinand sofort ein allgemeines Religionsedikt erlasse mit voller Amnestie für alle, die binnen Monatsfrist zur alten Kirche zurückkehren. Wer nach dieser Zeit in der Ketzerei ertappt werde, solle ehrlos und untüchtig zu jedem Amte sein, und wenn es gut schiene, könnten solche auch mit Verbannung und Gefängnis, vielleicht auch einige mit dem Tode bestraft werden. Ausdrücklich sagt Ignatius, daß ihm es „einstweilen unzuträglich" erscheine, die spanische Inquisition in ihrem ganzen Umfang einzuführen, „weil sie über die Fassungskraft Deutschlands, wie es nun bewandt ist, zu gehen scheint". In einem Schreiben vom 26. Oktober 1554, das Peter Canisius nach Rom richtete, beklagt er sich aufs bitterste darüber, daß die deutschen Fürsten nicht zu Gewaltmaßregeln zu bringen seien, daß sie meinten, „man müsse jedem seine Gewissensfreiheit lassen und niemanden (um Glaubensfragen willen) allzuhart züchtigen" (Braunsberger I. S. 504).

Am guten Willen hat es demnach den Jesuiten nicht gefehlt, die Ketzer zu braten. Sie waren vielmehr bereit, dies in der ausgiebigsten Weise zu veranlassen und wenn es ihnen nicht in dem Umfange geglückt ist, wie sie es anstrebten, so erwächst ihnen daraus noch kein Verdienst.

Die Jesuiten sind nun gleich bei der Hand, auf die protestantische Unduldsamkeit des 16. Jahrhunderts hinzuweisen. Es ist nur merkwürdig, daß die „Alleinseligmachende" ihr Vorbild und ihre Rechtfertigung bei den Ketzern sucht, wenn das vorteilhaft erscheint! Was bei Protestanten Böses geschehen ist, beschönigen wir nicht. Schmach dem Protestanten, der die finstere Intoleranz früherer Zeit irgendwie rechtfertigen wollte. Es darf wohl rückhaltlos ausgesprochen werden, daß kein einziger Protestant heutzutage mehr das mittelalterliche Ketzerrecht zu verteidigen sucht.

Hierin gerade liegt der Unterschied! Denn wie steht es auf römischer Seite? Im Jahre 1901 hat der Jesuit Marienus de Luca, Professor an der päpstlich gregorianischen Universität in Rom, mit Approbation seines Ordens, seine „Institutiones Juris Ecclesiastici publici, quas juxta methodum Card. Parquini tradebat" erscheinen lassen. Wir haben die Anzeige dieses Buches in dem offiziellen Organ des Jesuitenordens der „Civilta Cattolica" vor uns. Hier heißt es Band 1, Seite 260 ff. als vom Jesuitenorden approbierte Meinung: „Die politische Behörde muß auf Befehl und Anordnung der Kirche den Ketzer mit dem Tode bestrafen (magistratus politicus ex mandato et commissione ecclesiae debet poena mortis haereticum plectere), und zwar unterliegen dieser Strafe nicht etwa bloß diejenigen, welche erst als Erwachsene vom Glauben abgefallen sind, sondern auch diejenigen, welche im Irrglauben geboren und getauft sind und die Häresie mit der Muttermilch eingesogen und in ihrem späteren Leben hartnäckig festgehalten haben." — — —

Hier haben wir die wahre Meinung der Jesuiten in dem, was der Jesuit in Nr. 27 uns. Bl. vorbringt, den Sand, der den dummen Deutschen solange noch in die Augen gestreut werden muß, bis „bessere" Zeiten kommen. Es fehlt wahrlich nicht am Willen der Hierarchie, wenn nicht im 19. Jahrhundert Scheiterhaufen angezündet werden, hat bekanntlich Bischof Hefele in Rom ausgerufen.

Der bekannte katholische Theologe Dr. Josef Müller in München bekennt im „Leben eines Priesters", Augsburg 1904, S. 82: daß in seiner Kirche diese Theorien überall durchgedrungen seien, „kaum, daß ein de Luca aber nur pro foro (nach außen hin) und in den krassesten Konsequenzen — sanft abgelehnt wird."

Solche, die den Jesuitenorden, wie er wirklich ist, sehen wollen, verweisen wir auf die von einem österr. Benediktiner stammende Schrift: Lanz-Liebenfels, „Katholizismus gegen Jesuitismus" (N. Frankf. Verlag 1903).

Dr. O. Hegemann.

Die Lebensphilosophie einer Königin.

Von Ernst Böhme, Pfarrer in Kunitz bei Jena.

III.

„Was die Krankheit aus dir machen soll, Seele, das fragst du dich. Du bekämpfst sie, als wäre sie deine ärgste Feindin, und weißt nicht, daß sie oftmals eine Freundin ist, die dir den Weg zur Ruhe zeigen will. Die Krankheit ist

wohl eine der schwersten Prüfungen auf dieser Erde, wenn wir sie aber richtig benutzen, ist sie ein wunderbarer Weg. Manchmal kommt sie als Erlösung aus unerträglicher Lage, als Befreierin von großer Not, da sie einen Stillstand bringt am Rande des Abgrundes und einen Ruhepunkt inmitten großer Anfeindung und Gefahr." Wird es aber gar vielen schon ungemein schwer, in den Zeiten körperlicher Krankheit Segenszeiten zu erkennen und sie als solche zu durchleben, so scheint der Seelenschmerz an und für sich erst recht dazu angetan, den inneren Menschen zu lähmen, darniederzudrücken und allen höheren Aufschwung zu hindern. „Denn im Seelenschmerz bleibt so oft die Frage: Warum? Und die verscheucht die Ruhe. Könnten wir das nicht fragen, sondern geduldig sein und denken, daß wir ein Teil vom Ganzen sind und daß unser Schmerz vielleicht für andere Glück ist oder aus einer Verkettung von Verhängnissen kommt, deren furchtbare, eiserne Gerechtigkeit bewunderungswürdig ist, so würden wir geduldiger bleiben und sogar im Seelenschmerz zur Ruhe hindurchdringen." Und mit welch tiefberedten Worten, in welch vielseitiger Weise versteht es die Verfasserin unseres Buches, die Bedeutung des Schmerzes in jeglicher Gestalt und die Beeinflussung der Menschenseele durch ihn zu schildern, wie gräbt sie in die tiefsten Tiefen hinein, um, was dort im Dunkeln webt und wirkt, in einen großen, gewichtigen Zusammenhang des Lebens hineinzustellen und es an das Licht des Tages zu rücken! Wie ernst eindringlich klingen ihre Worte, wenn sie gegenüber allem Egoismus, in den der Einzelne gerade mit seinem Schmerz nur allzuleicht hinein gerät, immer wieder darauf hinweist, wie auch mit ihren Leiden und Trübsalen die Menschen einander zum Segen werden können und sollen! „Wir sind alle für alle da und unser Leid ist gebucht, unsere Kraft berechnet. Die soll hinaus wirken in weiten Umkreis. Nur brauchen wir es nicht zu wissen. Wir sind wie die Mönche in jenem strengen Orden, die Tag und Nacht schreiben und arbeiten, aber nie erfahren dürfen, wozu ihre Arbeit benutzt worden ist oder wohin sie getragen werden und wirken soll." Um so mehr gilt es eine edle Selbstlosigkeit im Leiden zu beweisen, eine Selbstlosigkeit, mit der die einzelne Seele doch hinwiederum auch sich selbst im edelsten Sinne stärkt und kräftigt und mit welcher zugleich auch immer höherer, immer edlerer Mut sich verbinden muß. Zu eben solchem Mut rufen die Schlußworte des Kapitels, welches den Schmerz behandelt, in herzandringender Weise auf, davon aber redet noch besonders das unmittelbar folgende, welches mit jenem vorhergehenden wohl zu den bedeutsamsten Abschnitten des Buches gehört. Da läßt es sich die Verfasserin angelegen sein, das kleine Wörtchen Mut mit allem, was es für Herz und Leben des Menschen besagen will, eingehend zu beleuchten und nach verschiedenen Seiten hin die Aufgaben, die darin liegen, aufzuzeigen. „Mut, Seele, aber Mut ist nicht Enthusiasmus, Kampfbegier, sondern das stille Ausharren in Ketten und in Nacht, zertreten und verleumdet, verfolgt und verstoßen und behandelt wie Schmutz! Mut ist eine so große Kraft, daß du ihrer vielleicht gar nicht wert gewesen bist, und darum hat sie dich verlassen. — — Mut, Seele! Mut ist Verzeihen, Mut ist großmütig sein und über seinen eignen Leiden stehen. Mut ist steigen, auch wenn das Steigen unmöglich scheint. Mut ist schweigen, da, wo die anderen geredet. Mut ist sich verleumden lassen ohne ein Wimpernzucken und darüber hinweggehen, als hätte man es gar nicht gehört." Aber freilich, dies alles kann nur auf dem Boden einer christlichen Welt- und Lebensanschauung gefordert werden, dies alles ist nur dem möglich, der Geisteskräfte in sich hat, wie sie allein die Religion Jesu Christi dem Menschen zu vermitteln vermag, und so bildet durchweg die christliche Glaubens- und Sittenlehre den festen Untergrund, auf welchem sich die vielseitigen und tiefgehenden Reflexionen der königlichen Philosophin aufbauen. Letzteres ist um so mehr zu betonen, als ja freilich auch an verschiedenen Stellen bei Carmen Sylva Gedanken auftauchen, die nicht ohne Weiteres als genuin christlich erscheinen, vielmehr aus anderen Religionen herübergenommen sind. Und daß besonders gewisse buddhistische Anschauungen nicht ohne Einwirkung auf die Lebensphilosophie der edlen Fürstin gewesen sind, darauf ist ja bereits früher hingedeutetet worden. Buddhistisch gedacht ist es z. B., was wir im Kapitel über die Ruhe lesen: — „Die Ruhe ist doch noch viel mehr als die Arbeit. Warum? Wir haben eine Ahnung davon, daß Schauen mehr ist als Tun, Denken mehr als Leisten, Empfinden mehr als Dienen, Anbeten mehr als Schaffen." Auch ein gewisser Zug nach strenger Askese hin macht sich immer wieder bemerkbar und am Schlusse jenes Abschnittes, welcher von Entsagung handelt, wird es geradezu ausgesprochen: „Wunschlos zu sein macht unabhängig und macht stark, noch mehr als besitzlos zu sein — — gib dich ganz auf, liebe Seele, dann hat dein Erdenwandern dich reif gemacht!" Aber es wäre gewiß verkehrt, all jene superlativ gefärbten Äußerungen, die gar leicht argem Mißverständnis ausgesetzt sind, hauptsächlich maßgebend sein zu lassen für eine Charakterisirung der von Carmen Sylva vertretenen Lebensanschauung: gilt es doch gerade hier den Blick auf das Ganze zu richten und all die Haupt- und Nebenstrahlen, die ein reiches Denken, ein tiefes Empfinden ausströmen, in ein hellleuchtendes Sonnenzentrum zusammenzufassen. Dieselbe Philosophin, welche die Ruhe als das Höchste preist, wonach der Mensch mit ganzer Seele ringen und streben soll, erachtet doch Arbeit als „den Zweck unseres Aufenthalts auf der Erde" und preist „liebe Arbeit" als den größten Segen, den Gott den armen Menschenkindern beschert hat, als die größte Wohltat, die uns werden konnte, weil sie alles erträglich macht, über Kummer und Sorgen hinweg hilft, überhaupt sich als wahre Freundin des Menschen erweist. Und dieselbe hohe Denkerin, die der ernsten Übung in Entsagung und Entbehrung das Wort redet, stellt doch, wie bereits oben erwähnt, gegenüber der Abtötung des Leibes bei den Indern ausdrücklich fest, daß der Leib nicht dazu gegeben sein könne, um ihn zu töten, so lange er uns noch dienen kann, und daß es weit mehr als das indische Sichzurückziehen zu bedeuten habe, die Ruhe trotz des Leibes und in demselben und in der Welt und von ihr umringt zu erlangen. Und wie begeistert weiß die Königin über alles Schöne in der Welt und bei den Menschen sich auszusprechen, welch herrliche Worte, die nicht genug beherzigt werden können, versteht sie der Freude und dem Freudemachen zu widmen! Fürwahr, da ist kein weltabgewandtes, weltverachtendes Sinnen und Denken zu spüren, sondern ein weltoffenes, tatfreudiges Christentum ist es, das zu seinem heiligen Rechte, zu schöner Geltung kommt. Wie sie für solches Christentum selbst bei anderen Anerkennung fordern und werben möchte, so betont sie freilich andererseits zugleich als eins der untrüglichsten Kennzeichen desselben die Duldsamkeit gegen abweichende Anschauungen auf dem Gebiete des Glaubens. Es sind ernste Worte, mit denen das 17. Kapitel des Buches beginnt: „Du rühmst dich, ein Christ zu sein, ein törichter Ruhm, denn du bist es noch nie gewesen, trotz des Namens, den du trägst, trotz all der schönen Lehren, die du auswendig gelernt hast, aber ein Christ bist du nicht, so lange du nicht gelernt hast, duldsam zu sein." Diese Duldsamkeit soll in möglichst weiter Ausdehnung geübt werden, da doch zu bedenken ist, daß zahllose Wahrheitskeime hin und her in der Menschheit zerstreut liegen, von denen jeder als solcher Würdigung verdient. „Die Frage des Pilatus war nicht so töricht und nicht so gottlos, als sie Christi Himmelsgestalt gegenüber uns nach Jahrhunderten erscheint. Was ist Wahrheit! Man kann nicht verlangen, daß alle alles für wahr halten, was sich ihrem Begriffsvermögen vollkommen entzieht, und da kannst du mit keinem Eifern erreichen, daß deine Wahrheit ihm sofort auch Wahrheit sein soll." Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß hier, wo sie auf Toleranz zu sprechen kommt und mit allem Nachdruck für diese eintritt, zugleich ein gewisser Skeptizismus der Philosophin sich zu erkennen gibt, ein Skeptizismus, der auch auf das rein wissenschaftliche

Gebiet übergreift und bei dem jedenfalls viel subjektives Empfinden mit in Anschlag zu bringen ist. Was aber die rein religiösen Gesichtspunkte anbetrifft, so läßt sich auch in Bezug auf diese sagen, daß sie doch nicht im einzelnen dem Postulat der Duldsamkeit gegenüber scharf und klar genug differenziert erscheinen, wie es denn andererseits erwünscht gewesen wäre, zu berücksichtigen, daß es doch auch eine sehr berechtigte, heilige Intoleranz gibt, die mit ganzem Mannesmut als ernste Gewissenssache aufgefaßt und ausgeübt sein will. Man braucht hierbei nur an Luther und seine großen Geisteskämpfe zu denken, um sich immer mehr darüber klar zu werden, daß es nicht wohl angeht, den Toleranzbegriff ins Übermaß zu steigern, sonst könnte es wohl leicht dahin kommen, daß man — paradox genug — von einem Toleranzfanatismus reden müßte. Einige von den leicht gefälligen und nur allzu flüssigen Superlativen sind es, die uns in dem Urteil begegnen, daß Duldsamkeit „des Christentums wie der Bildung höchste Errungenschaft", daß sie „reine Philosophie, reine Erkenntnis, reine Selbstentäußerung, die größte Entfernung von allem Wahnwitz" sei, aber schön und treffend ist das Gleichnis: „Duldsamkeit ist wie eine große schöne Bildergalerie, in welcher alle Schulen vertreten sind und alle Meister friedlich neben einander wohnen, weil in dem weit ausgebildeten Gehirn Raum ist für alle und Anerkennung für jede Auffassung." Gern hätte man wohl gerade neben dem Kapitel „Duldsamkeit" und zu all den anderen, jeder für sich eigenartigen und bedeutsamen Einzelabschnitten der „Geflüsterten Worte" noch einen besonderen etwa unter dem Titel „Persönliche Überzeugung" angefügt gesehen, worin ein Glaubensbekenntnis der Verfasserin in freiester Form gegeben wäre. Dies hätte gewiß alle etwaigen Mißverständnisse, zu denen zumal jene Ausführungen über „Duldsamkeit" leicht bei diesem oder jenem Leser Anlaß geben können, ohne weiteres abgeschnitten. Aber auch ohnedies ist es ja möglich, aus den Einzeldarlegungen der Königin zu erkennen, daß sie einen festen christlichen (nicht dogmatisch begrenzten) Standpunkt einnimmt und daß ein großer, kraftvoller Gottesglaube maßgebend ist für die Ausgestaltung ihrer Weltanschauung im einzelnen. So zieht an mehr als einer Stelle des Buches die Verfasserin gegen diejenigen zu Felde, die immer nur von Zufall reden wollen, und solchem Gerede setzt sie das Vertrauen auf eine ewige göttliche Vorsehung entgegen. „Es gibt Menschen, die von „Zufall", von „Schicksalslaune" und „Schicksalstücke" reden. Diese Menschen haben noch nie den gestirnten Himmel betrachtet, noch über die Anordnung der Jahreszeiten nachgedacht, noch die Einrichtung eines Körpers studiert. Wer möchte es wagen, in diesem wunderbaren Gefüge noch von Zufall oder Laune oder gar Tücke zu reden! Nur weil es dir übers Herz geht, findest du der Welt Räderwerk schlecht. Nur weil du dein Schicksal nicht begreifst, findest du es tückisch, liebe Seele. Aber, daß Welten verschwinden, das findest du ganz einfach, weil es dir keine Schmerzen macht. Wer bist du, daß du es überhaupt wagst, über den Weltenbau und über den Gang der Ereignisse zu reden? — — Wir gewinnen selten den Standpunkt des Archimedes, der der Musik der Sphären lauschte und das Weltgefüge zu begreifen schien. Aber selbst unseren dunkeln Sinnen wird es zuweilen leuchtend kund, daß alles Fügung, Ordnung und Verstand ist. Es ist so modern bequem, über Unverstand und verrückte Ereignisse die Achseln zu zucken, statt anzubeten, wie es weit vorgeschrittenere Weise getan haben." Gottvertrauen allein hebt über alle scheinbaren Wirrsale in der Welt hinaus, Gottvertrauen allein schafft dem Einzelnen einen sicheren, festen Standpunkt in allem Wechsel und Wandel, aber wie sehr scheint dieses bei den Menschen von heute sich gemindert zu haben! Und doch: „es gibt Menschen, deren Gottvertrauen so unerschütterlich ist, daß es ist, als würden sie immer gehört und erhört, während diejenigen, die nur das Schicksal anklagen, auch vom Schicksal zermalmt werden". Niemals sollte irgend welches Leiden den Menschen in seinem Glauben an Gott irre machen: wäre dies doch ein Beweis, daß eben dieses Leiden vom Einzelnen noch von einem niedrigen Standpunkte aus betrachtet wird. „Du glaubst nicht an Gott? Warum denn nicht? Weil du eben leidest? Ist das ein Grund? Aber dein Leiden ist vielleicht von der allerhöchsten Notwendigkeit, nicht nur in der dir sichtbaren Welt, sondern es greift vielleicht in dir fremde Welten hinein, und du bist nur ein kleiner Teil von dem, was hervorgebracht werden soll." Wenn die fromme Königin es mit Wehmut im Herzen wiederholt feststellt, daß die religiösen Kräfte in den Menschenseelen heutzutage abgenommen haben, so betont sie es andererseits um so mehr, daß der unschätzbare Besitz, zu welchem die christliche Religion dem einzelnen Menschen verhilft, durch nichts sonst zu ersetzen ist. „Heutzutage ist der Kinderglauben außer Kurs gesetzt und man hat die Wissenschaft dafür herbeigeholt und merkt nicht, daß die Wissenschaft in einem Jahrhundert solche Schwankungen erleidet, daß heute falsch ist, was gestern wahr war. Wie soll man aus der Wissenschaft eine Religion machen? Das Christentum gilt für verbraucht. Aber so lange noch kein einziger Mensch der Bergpredigt nachgelebt hat, ist das Christentum noch nicht einmal erreicht, geschweige denn veraltet." Aber an anderer Stelle wird es doch auch freudig bekannt, daß die größte Predigt der Welt, die Bergpredigt, Wunder gewirkt habe und solche noch täglich wirke, und die edle Christin vertraut voll und ganz der sieghaften Macht christlichen Geistes, daß er in alle irdischen Finsternisse immer mehr Licht bringen und daß der Einfluß solcher Geistesmacht wie an einzelnen Menschenseelen so auch an der Menschheit überhaupt sich immer entschiedener geltend machen werde. Von der Weltweisheit im hergebrachten Sinne allein freilich ist keine letzte, endgültige Aufklärung über die Rätsel des Lebens zu erwarten: „Die Philosophen haben sich vergebens besonnen, wozu wir hier sind und was wir eigentlich hier machen — wenn wir aber den anderen den Himmel auf die Erde niederziehen, so brauchen wir nicht zu fragen, was wir tun und was unser Zweck ist, die Frage wird uns gar nicht mehr kommen." Also darauf muß schließlich nach Carmen Sylvas Meinung alles Nachdenken über Zweck und Ziel des Menschenlebens hinauskommen: „einen Himmelseingang aus der Erde zu machen — dazu ist jeder da, um den anderen diesen Himmelseingang zu bauen"; mit solcher Feststellung aber erweist sie bis zuletzt die unerschütterlich feste religiös-sittliche Fundierung ihrer hohen Welt- und Lebensanschauung, die da heiligen Ernst macht mit dem Christuswort der Bergpredigt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!"

Es sei genug der Betrachtungen, die aus dem kleinen Buche der rumänischen Königin hier geschöpft sind. Manches einzelne von besonderer Wichtigkeit könnte wohl noch ernster Beachtung empfohlen werden, so u. a. die sehr interessanten und beherzigenswerten Ausführungen über die Frauenfrage. Aber schon die hier herausgehobenen Fragmente werden erkennen lassen, daß es sich um ein hochbedeutendes Buch handelt, das trotz seiner Kleinheit und der Bescheidenheit seiner äußeren Erscheinung doch mit dem in ihm enthaltenen Gedankenreichtum ganze Bände aufwiegt und das wahrlich nicht nur von den Schlaflosen, sondern von allen, die am Kampf um die Weltanschauung ernst teilnehmen, gewürdigt zu werden verdient. Ein kleines Buch, aber ein großer, reicher Inhalt und in edler Form — „eine ganze Seele!"

Vom Büchertisch.

Martin Luther von Julius Köstlin, Professor und Oberkonsistorialrat in Halle a. S. Fünfte, neubearbeitete Auflage, nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Gustav Kawerau, Professor und Konsistorialrat in Breslau. Zwei Bände. Berlin. Verlag von Alexander Duncker. 1903.

Die Vorbereitung dieser fünften (als Neubearbeitung eigentlich dritten) Auflage seines großen Lutherwerkes ist Köstlins letzte Arbeit gewesen, der er mit seinem unermüdlichen Eifer in der Tat bis in den Tod sich gewidmet, denn nachdem er zuletzt nur viertelstundenweise täglich noch am Schreibtisch weilen gekonnt, ist er am dritten Tage, nachdem dies zum letztenmal möglich gewesen, sanft eingeschlafen.

Kawerau, dem von der Familie die Vollendung des Werkes anvertraut worden, sagt im Vorwort mit Recht, daß es eine Schuldigkeit gegen die Lutherforschung sei, „ihr das Köstlinsche Werk in einer dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Gestalt zu erhalten". Und nicht minder ist der Wunsch berechtigt, daß es zugleich eben als Köstlins Werk „den Platz, den es sich 1875 und dann wieder 1883 in der Luther-Literatur eroberte", behaupten möge. Als solches ist es auch, gewiß mit Recht im Sinne eines Ehrengedächtnisses für den entschlafenen Theologen, mit seinem Bilde geschmückt und — es sei mir dieses Persönliche hier gestattet — ich habe diese neue Auflage auch von vornherein so angesehen und freue mich, mit dieser schlichten Anzeige dem hochverehrten Manne und Meister hier auch ein Gedächtnis zu stiften. Es soll aber durch diese Hervorhebung seiner Beziehung zum Verfasser des Werkes Schätzung als Luther-Buch durchaus nicht beeinträchtigt werden. Gewiß sind durch Köstlins Luther die neueren Arbeiten eines Kolde und Hausrath nicht überflüssig, im Gegenteil, da die Biographie bei ihm infolge der chronikenartigen Anlage, wohl auch, weil nach dieser Richtung seine Gabe nicht lag, offenbar zu kurz gekommen ist, haben wir, namentlich auch von Hausrath, hier eine sehr erwünschte Ergänzung erhalten in strafferer und anschaulicherer Persönlichkeitsgestaltung des Lutherbildes. Aber jene Anlage des Köstlinschen Werkes kommt nun wieder dem zugute, was sein bleibender Vorzug ist, der Darstellung von Luthers schriftstellerischer Tätigkeit in eingehender Vorführung seiner Werke selbst. Das war offenbar, was Köstlin am nächsten lag. Er hatte ja auch mit der Bearbeitung der Theologie Luthers und mit der Darstellung seiner Lehre von der Kirche seine Luther-Arbeit begonnen, und gerade diese Forschung war seine Gabe. So ist sein Lutherwerk unentbehrlich für die so überaus nötige genauere Vertrautheit mit Luthers Schriften, nicht eben nur mit den besonders hervorragenden und immer hervorgehobenen, wozu noch lange nicht die wichtigsten gehören, sondern mit seinem Schrifttum als Ganzem. Neben der Gesamtausgabe der Werke, wie auch neben Auswahl- und Volksausgaben wird dem, der — ohne seine ganze Zeit daran setzen zu können — ernstlich in Luthers Werke eindringen will, Köstlins Arbeit ebenso unentbehrlich, wie vortrefflich dienstbar sein. Eine Volksausgabe ist dafür unzureichend, weil sie Lücken lassen muß, und durch die Gesamtausgabe sich durcharbeiten, oder auch einzelne Hauptschriften in ihrer ganzen Ausdehnung sich anzueignen — das ist nicht so leicht. Bei Köstlin haben wir geschichtliche Vollständigkeit und im einzelnen die alle Hauptpunkte und die ganze Idee der Schrift darbietende Darstellung des Meisters, von der aus dann nach Bedürfnis die Benutzung der Werke selbst erst recht fruchtbar wird; und außerdem für jede Schrift das Licht ihrer geschichtlichen Entstehung und Bedingtheit.

Daß übrigens auch für die eigentliche Biographie Luthers die Arbeit Köstlins in ihrer Art von höchster Bedeutung ist, braucht wohl nicht erst versichert zu werden, womit den anderen Meistern durchaus kein Eintrag geschieht. Wer mit Köstlin sich wirklich vertraut gemacht hat, wird ihm auch in dieser Beziehung dankbar bleiben.

M. Fischer.

Berlin.

Protestantische Monatshefte. Herausgegeben von D. Julius Webský 8. Jahrgang. Preis halbjährlich 4 ℳ.

Die Aufsätze und Literaturberichte des ersten Halbjahrs (Januar bis Juni 1904) behandeln Probleme der neutestamentlichen Schriften sowie der Geschichte Jesu und des Urchristentums, ferner Heldengestalten der Reformationszeit: Luther nach Hausraths Würdigung und Denifles Herabwürdigung, Lukas Kranach, Calvin, sodann vornehmlich Grundfragen der Religionsphilosophie und der protestantischen Glaubens- und Sittenlehre. Religionsgeschichte und Religionspsychologie werden dabei ebenso berücksichtigt, wie die Metaphysik der Religion. Über Schriften zu Herders und zu Kants Gedächtnis wird eingehend berichtet und die protestantische Persönlichkeit des großen Königsberger Denkers wie seine ethisch-religiöse Position in einigen Aufsätzen dargestellt. Eine ernste Streitfrage der gegenwärtigen christlichen Dogmatik: Recht oder Unrecht der Beschränkung göttlicher Offenbarung auf Jesus allein — findet freimütige Erörterung Ebenso kirchliche Streitfragen, wie die Stellung und Aufgabe einer wahrhaft evangelischen Kirche im Kampfe gegen den Atheismus, die religiöse Auffassung des Abendmahls und die daraus folgende Umgestaltung der Abendmahlsfeier, die viel höheres erstrebt als die sogenannte „Kelchbewegung", auch die wichtige Frage der Lehrverpflichtung in den deutschen evangelischen Landeskirchen. Aus dem Gebiete der Homiletik sei eine Arbeit über Predigtvorbereitung genannt, die der ersten Versammlung der neuen Berliner liberalen Pastoralkonferenz vorgetragen wurde, und die Kritiken der Predigtsammlungen von Kirmß, Lühr, Mehlhorn und Bahnsen.

Aus dieser Schilderung des Inhaltes ist ersichtlich, daß die „Monatshefte" das ganze Gebiet der Theologie umfassen und sie in ihrer Arbeit in der Gegenwart begleiten, wie selbsttätig fördern wollen. Es sei aber auch noch hinzugefügt, daß sie das nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe tun. Kritisch und thetisch, darstellend und untersuchend arbeiten sie im Dienste der protestantischen Idee der Freiheit um der Wahrheit und der Wahrheit um der Freiheit willen. Je unentbehrlicher ein solches wissenschaftliches Organ als bestimmter Faktor in der Vorwärtsbewegung des kirchlichen Protestantismus ist, um so selbstverständlicher sollte die Unterstützung des Herausgebers durch Mitarbeit und Abonnement aus unserer Mitte, namentlich von seiten der liberalen Pastorenschaft, sein. Wir haben Grund zu der Annahme, daß dies noch lange nicht in dem Maße geschieht, wie es sollte und könnte, und darum haben wir unserer Anzeige ausdrücklich diese Empfehlung und Mahnung hinzufügen wollen. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. (Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn, Berlin.)

Handwerks Art, Handwerks Recht. Von Gustav Koepper, Sekretär der Handwerkskammer zu Koblenz. Gotha, Friedrich Emil Perthes, 1904.

Als das Buch unter der Sendung lauter theologischer, kirchlicher, religiöser Sachen für den Büchertisch uns in die Hände kam, hätten wir fast gesagt: wie kommt Saul unter die Propheten? Aber sofort stellte sich auch der Gedanke ein, daß doch wohl die Propheten um Saul sich zu kümmern haben. Wollen wir durch ein Volkskirchenwesen die Religion im Volke durchs Volk pflegen, so haben wir uns nicht nur um die Religion, sondern auch um das Volk, d. h. in diesem Falle um Lage und Gestaltung der Volksgesellschaft zu kümmern. Das Buch beschäftigt sich mit dem Handwerk. Wir treiben hier weder Volkswirtschaftslehre noch Gewerbepolitik, haben darum auch kein Urteil zu fällen über die Berechtigung oder Begründung seiner Forderungen und Vorschläge, aber freuen uns des Einblicks in das Gefüge der Volkswirtschaft, der sich an diesem Punkte auftut, und des Anblicks dieser besonderen Gestalt in ihr, die ja auch dem Geistlichen, der seine Konfirmierten in der Berufswahl beraten soll, vertraut sein muß. Der Verfasser sagt: „Von der ehemals so weit verbreiteten Meinung, daß das Handwerk von Kapital und Großindustrie einfach erdrückt werden würde, und daß es sich eigentlich gar nicht mehr verlohne, für dieses ohnehin zum Untergange verdammte Glied unseres Gewerbestandes noch Gesetze zu schaffen — von dieser Meinung ist man wohl ebenso bei unseren Volkswirtschaftern zurückgekommen, als man in Handwerkerkreisen den Gedanken aufgegeben hat, durch gesetzliche Maßregeln die Tore der Fabriken zu schließen und die Betätigung des Großkapitals auf produktivem Gebiete schlankweg zu untersagen." Er weist darauf hin, daß, wenn die Großindustrie einerseits allerdings eine ganze Anzahl von Zweigen des Handwerks zum Eingehen gebracht hat oder bringen muß, sie andererseits doch andere gefördert und erhöht, durch Vorbereitung ihres Materials, und ganz neue und wichtige hervorgehen ließ. Seine Hauptabsicht aber ist hier, zu zeigen, wie dem Handwerk vor allem zu helfen ist durch Pflege seiner Art, durch Bildung von Lehrling, Gesell und Meister (Prüfungen, Befähigungsnachweis, Anti-Pfuschertum) und durch Ausbau seines Rechtes in Organisationen. Er weist auf den charakteristischen Unterschied dieses Erwerbsbetriebes von dem der Großindustrie hin; hier stehen sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer gegenüber, dort stehen Meister, Gesell und Lehrling im sozialen Zusammenhang. Mit Recht will er diesen Unterschied erhalten wissen, Gesell und Lehrling sollen nicht „Arbeitnehmer" werden, wie die Sozialdemokratie es möchte. Aber daß er dabei von der zu vermeidenden „Herabwürdigung" in das Arbeitnehmertum redet, ist nicht zu billigen. Die „Würde" hängt nicht von der Stelle in der Erwerbsordnung ab.

Ludwig Goldschmidt, Kant über Freiheit, Unsterblichkeit, Gott. Gemeinverständliche Würdigung. Thienemann-Gotha. 40 S. 0,80 ℳ.

Prof. Dr. Paul Deußen, Vedânta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie. — Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. 12. Jahrg. 3. Stück. Weidmann-Berlin. 25 S. 1 ℳ.

Beide Schriften sind Früchte des Kantjubiläums; die erste ein erweiterter Abdruck aus dem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung", sehr skizzenhaft, den „echten" Kantianer erkennen lassend, der nichts sieht, als Kant allein; in der zweiten weist der Schopenhauerianer Deußen nach, daß die Kantische Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich schon auf den Höhepunkten der indischen und der griechischen Philosophie vorhanden sei. Wenn man daneben den Satz Goldschmidts hält: „Meist wurde gelobt, was sich auch sonst findet, und getadelt, was das Wesentliche an ihm ist", und den anderen Ausspruch, daß alle Bücher über Kant, einschließlich Vaihingers „Kantstudien", ins Feuer geworfen zu werden verdienten, dann bekommt man einen Eindruck davon, wie sehr die Kantische Philosophie 100 Jahre nach ihres Urhebers Tode vom Streite der Meinungen umtobt ist, und wie reich und umfassend der Geist war, den die Menschen so verschieden verstehen.

R. Herrmann.

Briefkasten.

Herrn B. in L. i. B. Auf die Anfrage vom 23. v. Mts. Nehmen Sie: O. Pfleiderer. Das Urchristentum, seine Schriften und Lehren. 2. Auflage. (Bes. Bd. I. p. 615 ff.) Berlin, Georg Reimer.
Desselben Religionsphilosophie. 3. Auflage. Berlin, Georg Reimer.
A. Dorner: Grundriß der Religionsphilosophie. Leipzig, Dürr.
P. W. Schmidt: Die Geschichte Jesu. J. C. B. Mohr, Tübingen und Leipzig.
H. Weinel: Jesus im neunzehnten Jahrhundert. Ebenda.

P. Sch. i. An. Das Buch ist uns unbekannt. Senden Sie doch eine Besprechung. D. F.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18. Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 30.

Bremen
Berlin.

23. Juli 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Zum Schulkompromiß. — Gottfried Schwarz abermals freigesprochen vom § 166. — Aus Westpreußen. — Nachrichten. — Anzeigen.

Zum Schulkompromiß.

In Übereinstimmung mit unserem Artikel: Der Grundriß zu einer neuen „Lex Zedlitz" (Beil. Nr. 23) hat eine Berliner Lehrerversammlung auf Grund eines scharfen, sachlichen Referates des Sekretärs des Vereins für Volksbildung, Lehrer J. Tews, folgende Resolution gefaßt:

Eine allgemeine Lehrerversammlung nahm Mittwoch abend in einer Versammlung im Handwerkersaal gegen das konservativ-nationalliberale Schulkompromiß Stellung. Der Vorsitzende, Lehrer Röhl, führte aus, daß der preußische Lehrerverband und damit die Berliner Lehrerschaft erst den Gesetzentwurf abwarten wollten, um dann ihr Votum abzugeben, daß aber die fortgesetzten Veröffentlichungen in der Presse, die auch aus Lehrerkreisen stammten, nämlich, daß in einer Simultanschule eine Lehrerpersönlichkeit sich nicht ausleben könne — also der Standpunkt des Pfarrers Hackenberg — schon jetzt beantwortet werden sollten. In einer fast zweistündigen Rede übte alsdann Lehrer Tews eine außerordentlich sachliche, aber scharfe Kritik an dem Gesetzentwurf und nach diesem Vortrag einigte sich die Versammlung auf folgende Leitsätze: „Die am 22. Juni in Berlin tagende allgemeine Lehrerversammlung erhebt in Bezug auf das durch den Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 13. Mai geforderte und durch die Stellung der königlichen Staatsregierung zu den Beschlüssen in sichere Aussicht gestellte Schulunterhaltungsgesetz folgende Forderungen: 1) Die Gesetzesvorlage möge sich auf die Regelung der Schulunterhaltungsfrage beschränken und dem allgemeinen Landrecht entsprechend alle, die innere Schulverwaltung betreffenden Fragen hierbei außer Betracht lassen. 2) Die in dem Beschluß des Abgeordnetenhauses in Bezug auf die konfessionelle Verfassung der Volksschule verlangte Bestimmung, daß die Schüler einer Schule in der Regel derselben Konfession angehören und von Lehrern ihrer Konfession unterrichtet werden sollen, würde die Weiterentwicklung der Volksschule zu einer einheitlichen nationalen Bildungsanstalt unterbinden und in schultechnischer Beziehung die Errichtung vollentwickelter Volksschulsysteme hindern, insbesondere die unterrichtliche Versorgung der Kinder der Minderheit erheblich schädigen. 3) Die Versammlung erwartet deshalb von den schul- und bildungsfreundlichen Parteien, daß sie diese Forderung mit aller Entschiedenheit bekämpfen und dafür eintreten, daß die bisherige, rechtliche Stellung der Simultanschule im Staate zur vollen Anerkennung komme." —

Auf die Gefahr hin, des liberalen Doktrinarismus geziehen zu werden, halten wir daran fest, daß nicht die Konfessionsschule, die einer absterbenden Epoche der Abhängigkeit aller Bildung und Kultur von der Kirche angehört, sondern die Simultanschule, die Schulform des seiner Selbständigkeit bewußt gewordenen Staates, der für die Bildung seiner Bürger sorgt, allein Existenzrecht und Zukunft in Deutschland, wie in allen modernen Staaten hat.

Dabei verhehlen wir uns nicht, daß für die volle Durchführung der Simultanschule die Zeit noch nicht gekommen sein dürfte. Das liegt an der Schwäche einer Staatsregierung, die nicht in der Lage ist, die Bildungsfrage auf Grund moderner Ideen im großen Stil durchzuführen, weil sie innerlich und äußerlich an die Vertreter der Ideen jener abgelebten Epoche sich anlehnt, wobei das fest zugreifende Rom jedenfalls im simultanen Schulbetrieb einer Verfälschung von Geschichte und Weltanschauung die Bahn freihalten würde.

Die Ehre des preußischen Staates und seiner Regierung verlangt aber, daß der Staat sich das Ziel einer eigenen Schule nicht durch Konzessionen an die Konfessionen verrücken lasse, oder sich den Weg dahin durch eine gesetzliche Festlegung mitten in einer Übergangszeit, die durch die Ideenarmut der augenblicklichen Schulregierung verlängert wird, in eine spätere, vorwärtsstrebende Zeit des Fortschritts verlegen läßt.

So möge man die äußeren Verhältnisse der Schule regeln (daß dies möglich ist, hat unser Mitarbeiter in Beil. Nr. 23 nachgewiesen), die Frage aber, ob Simultanschule oder Konfessionsschule? einer Zeit zur Lösung überlassen, die in diesen Dingen ruhiger und klarer denken kann, als unsere Tage, in denen die konfessionellen Gegensätze die nationalen Einheiten verdunkeln.

Die Römischen spotten, man habe den Antrag eingebracht, um einem Zentrumsantrage zuvorzukommen. Es ist dringend zu warnen vor einer Politik gegen das Zentrum „um jeden Preis", einer Augenblickspolitik, die nicht gewachsen sein kann einer Macht, die mit Jahrhunderten zu rechnen gewöhnt ist und ihre Pläne von langer Hand her vorbereitet und durchsetzt.

Die Konservativen aber machen es durch Äußerungen eines ihrer mildesten Vertreter den Nationalliberalen klar, wer der Starke ist bei diesem Kompromiß. Der Zwiespalt unter den Nationalliberalen, die scharfe Opposition der Linken, die energischen Proteste der Lehrerschaft, die Eile, mit der die von der ausschlaggebenden Partei bedrohte Regierung den Antrag durchführen möchte, das Fehlen einer heftigen Agitation gegen das Gesetz bei den Ultramontanen müßte allen klar machen, daß mit diesem Antrag weder der Schule, nach dem von den Ultramontanen gehaßten modernen Staat, noch dem Fortschritt der Kultur gedient wird.

Gottfried Schwarz abermals freigesprochen vom § 166.

Am 6. Juli stand Gottfried Schwarz abermals vor dem Schwurgericht, diesmal in Karlsruhe, unter der Anklage auf Vergehen gegen § 166 wegen Beschimpfung der katholischen Kirche und ihrer Einrichtung des Papsttums, um abermals freigesprochen zu werden. Nachdem wir aus Anlaß des letzten Falles, im April 1903 in Mannheim, den ganzen Mann und sein Kämpfen wie unsere Stellung dazu (in Nr. 19 des vorigen Jahrgangs) näher beschrieben haben, bleibt diesmal nur übrig, darzulegen, wodurch sich der diesmalige Fall von dem vorjährigen unterschieden hat, und zwar wieder auf Grund eigener Augen- und Ohrenzeugenschaft. Da war zunächst das Anklagematerial im Vergleich mit dem vorjährigen ein bescheidenes, fast geringfügiges. Denn während es sich damals um zwei Broschüren („Papst Leo XIII. vor dem Richterstuhl Christi" und eine Nummer seiner Monatsschrift „Das Banner der Freiheit" mit einer scharfen Kritik der Sakramente, namentlich der Transsubstantiationslehre) handelte, bestand diesmal das ganze Corpus delicti in einem einfachen vierseitigen Flugblatt: „Deutschland in höchster Gefahr!", das anläßlich von zwei Karlsruher Versammlungen im Mai ausgeteilt worden war. Aber was diesem Material an Umfang abging, ward

durch den hochpolitischen Charakter desselben ersetzt. War doch der Inhalt dieses Flugblattes nichts anderes als ein Einspruch gegen den sogenannten „Toleranz-Antrag" des Zentrums, der hier mit dem scharfen Geschütz, weil eben mit sittlich-religiösen Gründen, als Zeichen der „Gottlosigkeit" Roms, bekämpft wurde. Schon eben wegen der vollendeten Heuchelei desselben kam der Angeklagte darauf hinaus, daß „die Gottlosigkeit Roms in diesem Antrag ihren Ausdruck gefunden hat". Denn

1) Gesetze geben für die Freiheit des Geistes und diese dadurch als göttliche Wahrheit öffentlich bekennen, während man sie haßt und vernichten will;

2) sich nicht scheuen, das zu tun, obwohl die eigenen Kirchenangehörigen wissen, daß es Lug und Trug ist;

3) dabei berechnen, daß andere Kirchen, weil die Freiheit ihr Grundsatz ist, sie nicht mißbrauchen können; daß die römische Kirche aber vermöge ihrer Macht sie zur Vergrößerung dieser Macht mißbrauchen kann;

4) und das alles in der bestimmten Absicht tun, mit der so gewonnenen Macht schließlich die Geistesfreiheit völlig zu vernichten —

ist das nicht eine Hinterlist, in der sich Rom als eine Macht des Bösen enthüllt?

Wer die Freiheit des Denkens unterdrückt, der beweist damit sein eigenes böses Gewissen, denn er fürchtet das Urteil der andern. Daß die römische Kirche mit solcher Hinterlist Schlingen legt, um alle Freiheit des Denkens zu vernichten und alles Licht auszulöschen, das beweist, daß sie sich der Schlechtigkeit ihrer Sache wohl bewußt ist.

Der „Toleranz-Antrag" ist der Anschlag einer Macht des Bösen auf die Geistesfreiheit des deutschen Volks, welcher, wenn er gelänge, in demselben alle Wahrheitserkenntnis und alle Liebe zum Guten vernichten und so den Untergang seines geistigen und leiblichen Lebens herbeiführen würde.

Diese Sätze gehen wohl auch nach unserem Empfinden zum Teil (so namentlich mit dem „der Schlechtigkeit ihrer Sache bewußt") über das eigentlich Beweisbare hinaus. Im großen und ganzen aber läßt sich die darin enthaltene Logik nicht anfechten, höchstens, daß die Sache gar zu rein logisch, d. h. theoretisch, gehalten ist und die Sache mit dem „Bewußtsein" in Wirklichkeit nicht so einfach ist. Aber jedenfalls war es Zeit, daß die Sache auch einmal von dieser Seite, mit der Sprache der sittlichen Entrüstung, gepackt wurde, welche weiter reicht und tiefer greift als die parlamentarische der Ironie und des ätzenden Spotts, wie ihn z. B. v. Vollmar im Reichstag zur Genugtuung vieler Ausdruck verliehen hat. Darum fühlt sich das Zentrum, das in Baden im Begriff ist, die Parole „Zentrum ist Trumpf" unter der Gunst von oben, die mit den hochkirchlichen Neigungen einer höchststehenden Dame im engsten Zusammenhang stehen soll, immer mehr in die Wirklichkeit umzusetzen, aufs äußerste gereizt und in seinen Zirkeln gestört und was natürlicher, als daß sich seine Presse in einer Flut von Lamentationen und Beschwerden über das „schutzlos den Beschimpfungen seiner Religion preisgegeben zu sein" und dergleichen erging? Aber was wollte man machen? Der Erzbischof Nörber von Freiburg, der sonst in dem Aprilheft der Schwarzschen Monatsschrift, überschrieben „Der Bischof", sich genug hätte angetrieben fühlen können, also daß es heißen konnte, er habe die Klage erhoben, hatte genug vom letztenmal und ebensowenig wagt sich von der untergebenen Diözesan-Geistlichkeit jemand an die heikle Aufgabe. Aber wozu dient denn die Freundschaft mit dem Staat, wenn dieser nicht beispringt? Wozu sonst sind denn die Staatsanwälte da? Vollends, nachdem der Kultusminister und Ministerpräsident Freiherr v. Dusch in der Volksvertretung selbst (in einer Replik an den Abgeordneten Frühauf) indirekt Mannheim als einen „Fehlspruch" bezeichnet hatte, bedurfte es keiner besonderen Anweisung an die Staatswaltschaft mehr — an Winken dürfte es darum doch nicht gefehlt haben — um hier den rettenden Rächer zu machen, da das Amtsgericht es ablehnte, von sich aus mit der Sache sich zu beschäftigen. Und so nahm denn der erste Staatsanwalt der Residenz, Daffner, die Sache selbst in die Hand, Man muß gestehen: Er hat es an Geschicklichkeit nicht fehlen lassen, vielmehr war die Art, wie er das Ganze anfaßte, so schon die Mäßigung, die er einhielt, indem er die Kritik absolut freigab, um nur der zu groben verletzenden Form der „Beschimpfung" entgegenzutreten und damit der „Verrohung der Sitten" entgegenzuwirken, ebenso auch die anständige Behandlung des Angeklagten, den er durchaus als „Charakter" gelten ließ, um ihn desto schärfer als den „Fanatiker" zu zeichnen, der rücksichtslos die Ansichten anderer mit Füßen trete, wenn sie nicht mit den seinigen zusammenstimmen: all das war schon um der Portion Wahrheit willen, die unleugbar darin lag, durchaus geeignet, eine entgegenkommende Stimmung bei der Zuhörerschaft wie bei den Geschworenen zu bewirken und den Ausgang der Sache höchst zweifelhaft erscheinen zu lassen. Freilich in der Replik auf den Verteidiger passierte ihm denn doch eine Art Entgleisung: so wenn er die Hoffnung ausdrückt, durch „Karlsruhe Schwarz zur Räson zu bringen", nachdem dies durch Mannheim nicht gelungen sei, noch mehr, wenn er der Behauptung von der bona fides des Angeklagten damit entgegentrat, daß diese vor Mannheim möge vorhanden gewesen sei, aber jedenfalls durch und seit Mannheim er sich des beschimpfenden Charakters seiner Äußerungen habe bewußt sein müssen, so war dies eben einem freisprechenden Urteil gegenüber doch eine höchst eigentümliche Logik, vor einem Schwurgericht nicht sehr empfehlend. Mußten doch die Geschworenen daraus unwillkürlich den Schluß ziehen, wie wenig so ein Staatsanwalt eigentlich nach dem Urteil des Volksgerichts frage, und daß für diese Herren auch heute noch die Logik des einstigen, so verfehmten Inquisitionsprozesses maßgebend sei, in dem allerdings schon die Anklage als der erste Grad des Beweises, ob auch als unterster, in allem Ernste galt. Da sah man doch allzu deutlich auch unter der glänzenden Robe den Pferdefuß herausblicken. Jedenfalls faßten die Geschworenen ihre Aufgabe ganz anders als in dieser Richtung des „zur Räson Bringens", und so war das Ergebnis des sechsstündigen Ringens nach kurzer Beratung genau wie in Mannheim eine abermalige (wie wir hören, einstimmige) Freisprechung, damit aber statt der staatsanwaltlich erhofften Korrektur des Mannheimer Urteils, auf das die ganze Behandlung angelegt war, vielmehr eine glänzende Bestätigung desselben und so Gestaltung zum allgemeinen Volksurteil, in diesem Fall so viel als Verurteilung des ganzen § 166, wenigstens für Baden.

Daß es aber zu diesem für uns hocherfreulichen Ergebnis kam, dafür darf neben der geschickten Verteidigung des Verteidigers Dr. Frentz, Mannheim, der wie im Vorjahr wieder mit dem so viel reichhaltigeren Schimpflexikon der Herren Päpste und ihrer Trabanten und dazu nun namentlich mit dem Gegensatz der badischen Verfassung und den Inhalt des Toleranzantrags operierte, und neben der noch eindrucksvolleren Selbstrechtfertigung des Angeklagten, die, von der ganzen Wucht sittlicher Überzeugung getragen, die gespannt lauschende Zuhörerschaft jedenfalls davon überzeugen mußte, daß es diesem Mann um eine heilige Sache und so niemals um Beschimpfung zu tun sei, als das Hauptmotiv nichts anders als eben die ganze Stimmung des badischen Volks in seinen nicht ultramontanen Teilen erblickt werde, die, der ewigen Politik der Zentrumsversöhnung müde, sich weigert, dieser Regierungsparole selber als Werkzeug dienen zu wollen. So konnte schon am Vorabend der Verhandlung von einem wohlbekannten Freunde unserer Sache, der auch Schwarz nahe steht (Brückner), mit aller Bestimmtheit dieser Ausgang als der einzig mögliche bezeichnet werden, während der von außen kommende diesen Ausgang keineswegs als sehr wahrscheinlich empfand, selbst zur ange-

nehmsten Überraschung. So aber ist dieser Ausgang doch nur um so bedeutungsvoller. Dürfen wir ihn doch als ein verheißungsvolles Omen für die Zukunft in Baden überhaupt ansehen, wie zugleich für ein Zeugnis, daß unter den geistig vorgeschrittenen Bevölkerungsteilen unseres deutschen Vaterlandes und namentlich dort, wo das Volksurteil das Recht hat, auch über Preßvergehen die oberste Entscheidung zu fällen, mit dem ganzen § 166 nichts mehr zu machen ist. So haben wir die Freude mit dem Schluß unseres Artikels vom vorigen Jahre Recht behalten zu haben, indem wir das Mannheimer Urteil als „Verheißung noch weiterer kräftiger Siege des gesunden Menschenverstandes, der auch bei § 166 das letzte Wort behalten muß", ausdeuteten. Diese Verheißung ist in Karlsruhe in vollem Maße erfüllt worden. Zu dem großen Kampfe um Los von Rom im weitesten Sinne kommt so dem 6. Juli in Karlsruhe seine bedeutsame Stelle zu. Vivant sequentes!

Aus Westpreußen.

Der westpreußische Gustav Adolf-Hauptverein hat am 28. und 29. Juni in Elbing sein Jahresfest gefeiert. Es ist ein in allen Teilen wohlgelungenes, schönes Fest gewesen. Die Teilnahme der Bevölkerung war eine überraschend große. Der Festredner, Hofprediger D. Rogge-Potsdam, führte diese erfreuliche Erscheinung, wie er in einer Ansprache bemerkte, darauf zurück, daß die Westpreußen eben aus eigener Erfahrung die Kirchennot der Diaspora kannten und auch die segensreiche Hülfe des Gustav Adolf-Vereins am eigenen Leibe gespürt hätten. Daher ist der Gustav Adolf-Verein in Westpreußen so volkstümlich. Sicher haben aber auch die Vorgänge der letzten Monate dazu beigetragen, das protestantische Bewußtsein zu stärken und die Protestanten sich wieder mehr als eine Einheit fühlen zu lassen. Das ist eine sehr erfreuliche Wirkung der Liebenswürdigkeiten, welche dem Zentrum von seiten der Regierung erwiesen sind.

Der Eröffnungsgottesdienst wurde am Dienstag nachmittag in der vor einem Jahre neu erbauten, schönen St. Annen-Kirche abgehalten. Konsistorialrat Reinhard-Danzig predigte hier in seiner klaren, frischen Weise im Anschluß an Amos 9 V. 11 über den Bau der zerfallenen Hütte Davids, daran erinnernd, wie wir zu Dank unserem Gott gegenüber verpflichtet seien, der den Bau seiner Kirche seit den Tagen der Reformation so herrlich wieder aufgerichtet habe, wie das uns aber auch die weitere Verpflichtung auferlege, an dem Ausbau der Hütte Davids weiterzuarbeiten, uns zunächst selbst erbauend zu einem lebendigen Tempel des heiligen Geistes. — Am Abend hatten Hunderte von Menschen sich in dem geräumigen Garten des Evangelischen Vereinshauses zu einem Familienabend zusammengefunden und trotz der feuchten, kühlen Witterung hielten sie bis zum letzten Augenblick aus, den trefflichen Gesängen der verschiedenen Elbinger Kirchenchöre und den Ansprachen lauschend, von denen besonders die des Superintendenten Karmann-Schwetz erwähnt sei, der, ein beliebter Volksredner, in humorvollem Ton die Ungereimtheit der Redensart von der „guten, alten Zeit" nachwies und dem gegenüber zeigte, wie es in kirchlicher Beziehung in der Provinz Westpreußen so sehr viel besser geworden sei als früher, wo Konfirmanden einen Weg bis zu drei Meilen hätten zurücklegen müssen, um in den Pfarrort zu kommen. Und in fast allen Fällen, in denen eine solche Wandlung zum Besseren festzustellen ist, hat der Gustav Adolf-Verein seine hülfreiche Hand geboten.

Der Hauptfesttag, Mittwoch, 29. Juni, wurde durch Choralblasen vom Turm des Rathauses und durch das Läuten sämtlicher Kirchenglocken eingeleitet. Für die Jugend waren um 8 Uhr in zwei verschiedenen Kirchen der Stadt Jugendgottesdienste veranstaltet. Um 9 Uhr sammelten sich die Teilnehmer des Festzuges in dem Garten der Bürger-Ressource, um von hier aus im geschlossenen Zuge, voran die Geistlichen im Talar, unter den Klängen des alten Lutherliedes: „Ein feste Burg ist unser Gott" nach der Marienkirche zum Hauptfestgottesdienst zu ziehen. Die alte, aber würdige St. Marienkirche konnte in ihrem hochgewölbtem Schiff die Menge der Andächtigen kaum fassen. Bis in die Vorräume hinein stand die große Zahl der Kirchbesucher, Kopf an Kopf gedrängt, und Hunderte mußten draußen bleiben, weil jedes verfügbare Plätzchen besetzt war. Hofprediger D. Rogge-Potsdam war zum Haupt-Festredner berufen worden. Er hatte seiner Predigt Hebr. 13, 7 u. 8 zu grunde gelegt. Trotz seiner hohen Jahre sprach er mit Kraft und Frische, die Festgemeinde zum Beweise des gleichen Glaubens, der gleichen Arbeitsfreudigkeit und der gleichen Treue mahnend, wie die großen Gestalten der christlichen Kirche sie gezeigt, insbesondere ein Petrus und ein Paulus, deren Gedächtnistag der heutige Festtag wäre. Daß in der gehaltvollen Predigt auch ein frisch-fröhlicher Ausfall gegen die ungläubige Wissenschaft nicht fehlte, die „vor keiner Tatsache der Offenbarung Halt mache", wird den nicht weiter wundernehmen, der weiß, wie dergleichen in manchen Kreisen zum feststehenden Bestande der Festpredigten gehört. — Die öffentliche Versammlung fand in der H. Drei-Königen-Kirche statt und bewegte sich in dem üblichen Rahmen der offiziellen Begrüßungen und Danksagungen, welche letzteren der Vorsitzende des westpreußischen Hauptvereins, Generalsuperintendent D. Döblin, in seiner fein pointierten, herzlichen Weise abstattete. Die Liebe, welche dem Gustav-Adolf-Verein in Westpreußen und in Elbing und Umgebung insbesondere dargebracht wird, zeigte sich wieder in vollstem Maße in der Fülle der Gaben, welche demselben von seiten der verschiedenen Kirchengemeinden des Stadt- und Landkreises und den kirchlichen Vereinen dargebracht wurden und welche einen Wert von über 4200 Mk. darstellen. Für die große Liebesgabe von 1225 Mk. waren die Gemeinden Lissewo (Diözese Kulm) und Münsterwalde (Diözese Marienwerder) vorgeschlagen, von denen die erstere siegte. Gegen ½3 Uhr endete die Sitzung.

Nach dem gemeinsamen Festmahl führten die Wagen der elektrischen Bahn die Festteilnehmer nach dem nahe bei Elbing in herrlichem Buchenwalde gelegenen Vogelsang, wo eine im Rahmen eines Volksfestes gehaltene Nachversammlung den Abschluß des Festes bildete. Und „ein Volksfest im vollsten Sinne des Wortes", wie ich eine alte Frau im Vorbeigehen äußern hörte, war diese Versammlung. Wenn Vogelsang auch der beliebteste Ausflugsort der schönen Elbinger Umgegend ist, eine solche Fülle von Besuchern ist dort doch nur selten vorhanden gewesen. Etwa 3—4000 Menschen hatten unter den schattigen Bäumen Platz gefunden. In dankenswerter Weise hatten die Elbinger Gesangvereine ihre Kräfte in den Dienst der guten Sache gestellt und manch gutes und treffliches Wort wurde hier noch gesprochen. Hofprediger D. Rogge wußte auch hier durch seine in lebendiger Weise vorgetragenen Kriegserinnerungen zu fesseln. Jedenfalls ist durch dieses Fest das Zusammengehörigkeitsgefühl der evangelischen Bevölkerung wesentlich gestärkt und dem Gustav Adolf-Verein in unserer Gegend mancher neue Freund gewonnen worden.

Nachrichten.

Allgemeines.

Der Evangelisch-kirchliche Hülfsverein, mit dem wir uns einmal ausführlich beschäftigen werden, hat in seiner Generalversammluug einen Vortrag des Konsistorialrats Siegmund Schulze aus Magdeburg gehört, über: Das Zusammenwirken von Kirchengemeinde und Innerer

Mission auf dem Arbeitsfelde der Gemeindepflege, dessen Thesen wir hier folgen lassen:

„1. Voraussetzung des Zusammenwirkens von Kirchengemeinde und Innerer Mission ist das Vorhandensein kirchengemeindlichen Lebens in der organisierten, durch Arbeitsteilung übersehbar gemachten Parochie. Aus dieser wachsen mit innerlicher Notwendigkeit die mannigfaltigen Arbeitsvereinigungen hervor, in welchen die in der Gemeinde heimischen Kräfte sich zum Dienste derselben zusammentun, vor allen die kirchliche Armen- und Krankenpflege. — 2. In der Arbeit lernt die Kirchengemeinde nach den Hülfskräften der Inneren Mission verlangen und dieselben sich angliedern. Bei der kirchlichen Armenpflege müssen die Gemeindeschwester wie der Gemeindediakon mit ihrer helfenden Tätigkeit in den Organismus der Gemeindearbeit eingefügt werden, nicht neben ihm arbeiten. Bei der Krankenpflege arbeitet die Gemeindeschwester unter der Beihülfe einheimischer bezahlter Pflegerinnen und unter Benutzung des freiwilligen Frauendienstes aus der Gemeinde; für ländliche Verhältnisse empfiehlt es sich, die Kreissynode zum Ausgangspunkte der Krankenpflegeeinrichtungen für die Diözese zu machen. Bei dem kirchlichen Vereinswesen ist die Gemeindeschwester die gewiesene Stütze des Parochialfrauenvereins, wie des Jungfrauenvereins, der Gemeindediakon steht dem Geistlichen als Hülfskraft im Männer- und Jünglingsverein zur Seite. — 3. Eine Änderung der grundsätzlichen Stellung der der Gemeinde überwiesenen Arbeiter und Arbeiterinnen der Inneren Mission zu ihrer zentralen Ausbildungsstätte erscheint erforderlich. — Erwünscht ist seitens der Diakonenanstalten die Ausbildung und Überweisung von Kirchendienern an städtische Gemeinden."

Die **Warnung vor Gaben an wilde Sammler** mit Hausegen, Bildern und Büchern kann nicht oft genug wiederholt werden. Auf der Elberfelder Synode ist nach der „Köln. Ztg." (20. Juni) festgestellt worden, daß eine derartige Sammlung 486 000 Mk. ergeben hat von denen 600 Mk. nur für die Krüppelpflege abgeliefert worden, der Rest floß in die Taschen der Unternehmer.

Protestantisches.

(Hannover.) Gegen Pastor Chappuzeau (Hannover-Hainholz) haben „positive" Christen Hannovers einen Protest wegen falscher Lehre erhoben, der sich besonders auf einen Artikel Chs. in der „Kirchlichen Gegenwart" stützt. Das hannoversche Konsistorium wird durch den Fall Weingart gewitzigt worden sein und nicht wieder eine neue Anklage erheben. Ein zweiter Ketzerprozeß gegen einen so tüchtigen Geistlichen, wie es Chappuzeau ist, würde in Hannover wieder hohe Wellen schlagen und das Mißtrauen gegen die Kirche vergrößern.

Welch eine schwere Verantwortung laden die „rechtgläubischen" Geistlichen auf sich, die unwissende Laien lehren und belehren, daß es eine feststehende, rechte Lehre gebe und diejenigen „ungläubig" seien, die diese rechte Lehre nicht anerkennten. Viel besser wäre es, die „Rechtgläubischen" predigten ihren Gläubigen, daß recht leben und innig lieben viel besser ist, als über die rechte Lehre reden, sich ihrer rühmen und getrösten und leichtfertig leben, wie es so manche Säule der Rechtgläubigkeit auch in Hannover schon getan hat.

(Königreich Sachsen.) Die von uns mehrfach erwähnte und in ihren Zielen wohl zu begrüßende „Sächsische Evangelisch-soziale Vereinigung" hat am 5. und 6. Juni eine ganz stattliche erste Hauptversammlung in Leipzig gehalten. 160 Mitglieder gehören ihr an und eine Ortsgruppe von 50 Mitgliedern hat sich in Leipzig gebildet. Im Hauptreferat zeichnete der Vorsitzende, Pastor Friedrich-Zschorlau, daß „Unsere Landeskirche und unsere Arbeiterschaft" auseinander seien. Die Kirchlichen müssen auf die Gedankenwelt der Arbeiter eingehen, das Evangelium muß in rechter Art dem Arbeiter nahe gebracht werden. — Gut und schön, doch wohl zu wenig: Nur eine Reform der Kirche an allen Teilen in Lehrart und Verfassung mit ganzem Eingehen in modernes Leben und Denken wird helfen.

Ausland.

(England.) In London ist am 25. Juni der Grundstein für die von dem Freiherrn von Schröder für die Deutsch-evangelische Gemeinde gestiftete Christuskirche nahe dem Hyde-Park gelegt worden.

Rheumatismus-

und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.

Marie Grünauer
München, Pilgersheimerstr. 2/II.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

S. Roeder's Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: **Roeder.**

Grabeinfassungen,
complet zu verkaufen, fix und fertig zum Aufstellen.
Königliches Hüttenamt. Wasseralfingen. Vertreter allerorts gesucht.
Vertreter: **H. von Böttticher,** Hamburg V.

Lohnenden, sicheren [11
Frauen-Erwerb
für einzelne Damen und bequemen
Neben-Verdienst
für Hausfrauen finden Sie in dem Stickereigeschäft von
Julius Ahorn, Heidelberg.
Die Arbeiten werden nach jedem Ort vergeben und unentgeltlich gelehrt.
Keine bestimmte Ablieferungszeit.
Für Prospekt ist ein mit genauer Adresse versehenes und mit einer 3 Pfg.-Marke frank. Quartkuvert einzusenden.

Soeben ist erschienen:
Heidjers Heimkehr.
Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide.
Von Diedr. Speckmann.
Mit Buchschmuck von Th. Herrmann.
Preis 2 M. für das broschierte und 3 M. für das hochf. geb. Exemplar.
Bestellungen nehmen die Buchhandlungen sowie auch der unterzeichnete Verlag entgegen.
Carl Schünemann,
Bremen.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Freydanck & Witte** (Inh.: Paul Freydanck), **Braunschweig,** Sack 1, betr. Abendmahl-Kelch für den Einzel-Gebrauch, bei.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.